

sentación concreta de una detención temporal. Sin embargo (y es ésta una tesis fuerte del libro), el instante no debe ser pensado como una mera negación de lo narrativo sino como el momento originario de la narración, aquello que la hace posible. En cuanto a su plasmación literaria, Nina destaca un conjunto de estrategias estilísticas que logran disminuir el alcance de esta aporía: el entramado de tiempos verbales que contradicen el orden simple de la sucesión y, fundamentalmente, el uso de símiles y metáforas son algunos de los recursos identificados con la voluntad de diseñar lingüísticamente la vivencia de lo instantáneo. Por otra parte, para el crítico esta representación no queda lograda en la letra inmóvil sino que debe ser completada mediante el acto de lectura: es el receptor quien experimenta el instante al sumergirse en la instantaneidad visual creada con los medios del lenguaje. Musil consigue así presentar el instante en tensión constante con su propia imposibilidad de figuración al mismo tiempo que lo hace legible para una instancia de recepción.

Como queda dicho, todo acercamiento a la cuestión de la temporalidad abre irremisiblemente la puerta al uso, más o menos feliz y consecuente, de complejas categorías filosóficas; en ese plano, Nina construye su objeto con solidez y sus planteamientos resultan originales. Si acaso habría sido deseable una complementación sistemática de esa línea de investigación con las herramientas provistas por la narratología a efectos de crear una unión todavía más estrecha entre el aparato conceptual y su manifestación específicamente literaria, así como la incorporación al marco teórico de autores que han contribuido profundamente al desarrollo del tema (Ricœur, por ejemplo, con cuya obra el libro dialoga desde su título, pero que no es referenciado en el transcurso de la investigación). Con todo, el libro adquiere relevancia no solo para los especialistas en la obra de Musil sino también, como estudio de caso, para todos aquellos interesados en la relación entre literatura y temporalidad. Al producir un análisis exhaustivo limitado a un aspecto bien circunscrito del problema del tiempo, el autor contribuye a completar un campo de estudios que, según se desprende de algunas de sus conclusiones, dista mucho de estar agotado.

Jorge Luis CAPUTO

PLEWNIA, Albrecht / WITT, Andreas (Hg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache* 2013. Berlin/Boston: de Gruyter 2014. 371 S.

Die Tatsache, dass Sprachen sich verändern, wird von einigen Sprechern negativ gedeutet: sie sprechen vom Verfall der Sprache. Schon mit dem Fragezeichen im Titel wird hier ausdrücklich die Annahme des Sprachverfalls bezweifelt bzw. abgelehnt, was in diesem Band, der die Beiträge der 49. Jahrestagung des IDS (12.-14. März 2013) einschließt, auf vielfältiger Weise geleistet wird. Die Vorträge werden in drei Abschnitte gegliedert, die unterschiedliche Themen und Zugänge vorstellen: in „Wandel im System“ (5 Beiträge) wird die „sprachhistorische

Einordnung bestimmter Prozesse, die häufig mit Sprachverfall in Verbindung gebracht werden“ beschrieben (S.4); in „Aspekte der Modellierung“ (4 Beiträge) geht es um methodische Probleme; in „Umgang mit Normen“ (6 Beiträge) kommt die sprachsoziologische Perspektive zur Schau, die Gebrauchsnormen und die Schule.

Im ersten Beitrag des ersten Abschnittes befasst sich Martin Durrel mit dem Sprachverfall aus einer historischen Perspektive. Gegen den oft gehörten Spruch „mit der Sprache ging es immer schon bergab“, stellt er die sprachhistorische Sicht des Sprachwandels vor. Er beschreibt, wie die deutsche Standardsprache entstanden ist und welche Rolle dabei einige Mythen über die Sprache hatten: die Mythen über die „reine Sprache“ und die „sprachliche Homogenität“. Seine Untersuchung beruht auf die Materialien des *GerManC*-Korpus an der Universität Manchester, ein elektronisches Korpus des frühmodernen Deutsch. In diesem Korpus untersucht er vier ausgewählte Beispiele für die Eliminierung sprachlicher Variation: die Flexion des schwachen Adjektivs im Nominativ/Akkusativ Plural; der Abbau der Genusdifferenzierung beim Zahlwort *zwei*; *tun* als Hilfsverb; der Konditionalis mit *würde*. In der Schlussfolgerung nimmt er berühmte Autoren wie Behaghel oder Aitchison zur Hilfe, um zu zeigen, dass der Vorwurf vom Sprachverfall im Grunde eine falsche Sichtweise beinhaltet und dass „natürliche Prozesse der sprachlichen Entwicklung sich letztlich nicht aufhalten lassen, und der Sprachgebrauch einer Mehrheit von Sprachteilhabern nicht auf Dauer als inakzeptabel oder ‚inkorrekt‘ stigmatisiert werden kann.“ (Durrel, 27)

Mit dem Genitiv als Phänomen versucht Renata Szczepaniak eine Frage zu beantworten: Inwieweit kann „der unsichere Sprachbenutzer in den Sprach- und Normwandel eingreifen“? (Szczepaniak, 34). Wenn der Sprecher unsicher ist, sagt die Autorin, „sucht er nach plausiblen Erklärungen und beschreibbaren Regeln, die aus verlässlichen Quellen stammen“ (Szczepaniak, 37). Im Bonner Frühneuhochdeutschkorpus analysiert sie die Entwicklung des Genitivs beim Verb, beim Substantiv und als Präpositionalkasus und stellt fest, dass sprachliche Unsicherheiten Sprachwandel beeinflussen. Das beste Beispiel ist der sogenannte „Prestigegenitiv“, der bei sekundären Präpositionen vorherrscht.

Antje Dammel untersucht der grammatische Wandel der deutschen Verbalflexion und fragt sich, ob diese Entwicklung als Sprachverfall oder als Reorganisation zu verstehen ist. Das Beispiel des Abbaus der starken Verben kommt schon bei Grimm vor aber die deutsche Sprache verfügt noch über Ablautsmuster, obwohl diese eine sehr verwickelte Entwicklung durchgemacht haben. Gegen die allgemeine Tendenz zur Regularisierung ist die Gebrauchsfrequenz, denn „Formen, die wir häufig nutzen, [...] memorieren wir gut und speichern wir ganzheitlich ab.“ (Dammel, 55). Diese Autorin plädiert für eine „Aufklärungsarbeit“ mit den linguistisch interessierten Laien: „Laien zutrauen, sich auf der Objektebene mit Problemen des Sprachwandels auseinanderzusetzen und so eine differenzierte Sicht auf Sprachwandel zu gewinnen.“ (Dammel 51)

Eichinger und Rothe untersuchen in ihrem Beitrag die Entwicklungen der nominalen Morphologie im 20. Jh. Sie wählen drei Fälle aus: der Dativ, der Genitiv

und die Monoflexion, und die präpositionale Rektion und Präpositionalkasus. Aus der Analyse geht hervor, dass es nicht um „Verschwinden“ von grammatischen Elementen geht, sondern um eine funktionale Ausdifferenzierung.

Im letzten Beitrag des ersten Abschnittes befasst sich Damaris Nübling mit der Evolution des Apostrophs im Deutschen, vom phonographischen zum morphologischen Syngphem. Wie die Autorin in ihrer diachronischen Analyse zeigt, war das Apostroph im 17. Jh. ein Elisions- oder Auslassungszeichen und durch die Konnotation ‚nicht standardsprachlich‘ begann schon seine Stigmatisierung. Bereits im 18. Jh. übernahm es neue Funktionen: Genitivapostroph bei Personennamen, Plural-s in bestimmten Fällen und Derivationsapostroph. Der Vorwurf, es handle sich beim Apostroph um eine Entlehnung aus dem Angelsächsischen, kann schnell zurückgewiesen werden, denn der englische Einfluss ist erst ab 1945 im Deutschen zu finden.

Der zweite Abschnitt stellt vier sehr unterschiedliche Beiträge zusammen. Jürgen Erich Schmidt spricht über Regionalsprachen und Dialekte aus einer wirtschaftlichen Perspektive. Er versucht, die Ergebnisse einer ökonomischen Studie aus dem Jahr 2012 zu begründen. Von der historischen Entwicklung der modernen Regionalsprachen ausgehend, analysiert er die Similarität der deutschen Dialekte und wie die Sprecher die Unterschiede beurteilen. Er stellt mit Überraschung fest, dass „die alten Grenzen weiter wirken“ und dass die Sprecher die geringen Differenzen zwischen den Regiolekten nicht linguistisch-regional, sondern emotional, auf der Beziehungsebene und ästhetisch bewerten.

Kupietz und andere stellen eine Gruppe von Kurzstudien als Beispiele für die korpuslinguistische Untersuchung und Bewertung von Sprachwandel vor. Sie nehmen Siek als Inspirationsquelle und analysieren deswegen die typischen Fälle des vermutlichen Sprachverfalls in Korpora von Zeitungen und Plenarprotokollen. Sie fragen sich auch, ob die verstärkte Rezeption von Web-Texten zu einer verstärkten Wahrnehmung von Sprachverfall führen kann.

Auch Angelika Storrer befasst sich mit internetbasierter Kommunikation und fragt sich, ob die neuen Schreibformen Gründe für den vermutlichen Sprachverfall sein könnten. Sie aber stellt die neuen interaktionsorientierten Schreibformen (chaten, posten, twittern, skypen) im Gegensatz zum textorientierten Schreiben: nicht das Schreibprodukt steht im Mittelpunkt, sondern die laufende Interaktion. Deshalb beurteilt sie die Entwicklungen in den schriftsprachlichen Produkten der Netzkommunikation „nicht als Anzeichen für eine Verschlechterung von Schriftkultur und Schreibfähigkeiten, sondern als neue Formen des schriftsprachlichen Handelns unter neuen medialen Rahmenbedingungen“ (Storrer, 171). Sie stellt sowohl linguistische Erklärungsversuche als auch empirische Befunde vor, aus Korpora von *DIE ZEIT* und *Wikipedia*, und gibt auch Empfehlungen für die Schreibdidaktik, die den Stellenwert der interaktionsorientierten Schreibformen reflektieren soll.

In „Lexikostatistik 2.0“ befasst sich Gerhard Jäger mit den Verwandtschaftsverhältnissen zwischen Sprachen und versucht, die alten Methoden mit Hilfe von Wortlisten mit modernen Datenmengen zu automatisieren.

Im dritten Abschnitt findet man drei Beiträge über Normen oder Kodices und drei über Lehrer. Wolf Peter Klein beschreibt, dass oft Sprachverfall in Verbindung mit der Missachtung von sprachlichen Regeln gebracht wird. Und er fragt sich, wo diese „Regeln“ oder „Normen“ zu finden sind, was also ein Sprachkodex ist. Nach einer ausführlichen Definition, unterscheidet er auch zwischen Kernkodex und Parakodex und skizziert die Forschungshorizonte der Sprachkodexforschung. Zuletzt analysiert er einige grammatische Phänomene in unterschiedlichen Grammatikausgaben (Bauer und Duden). Und er schließt daraus: „in den allermeisten Fällen folgen wir weiterhin den Sprachregeln. Und wenn die deutsche Sprachgemeinschaft doch einmal auf breiter Front eine Regel brechen sollte, so ist die Kodifizierung zu modifizieren.“ (Klein, 238).

In seinem Beitrag befasst sich Richard Schrodtt mit der Sprachkritik und unterschiedlichen Mythen, die mehr auf außersprachlichen Begebenheiten beruhen als auf konkrete sprachliche Formen, was er mit drei Beispielen beweist („Fetzenliteratur“, Zeitfolgeregel beim Verb, Kiezsprache). Bei Sprachkritik handelt es sich meistens eigentlich um Gesellschaftskritik, Ethik und Moral.

Stefan Kleiner beschreibt die Entstehung und Entwicklung der deutschen Aussprachenorm von Siebs (1898) bis zum Deutschen Aussprachewörterbuch (DAW- 2009) und stellt fest, dass dieses noch eher präskriptiv als deskriptiv orientiert ist. In einer Untersuchung von acht Aussprachebeispielen in dem Korpus „Deutsch heute“ kann er beweisen, dass die Formen aus dem Aussprachekodices selten belegbar sind und dagegen hochfrequente Varianten, besonders die süddeutschen, nicht kodifiziert sind.

Der nächste Beitrag behandelt das Dilemma der Lehrenden im Sprachunterricht bezüglich der Sprachnorm. Davies und Langer untersuchen historisch die Selbsteinschätzung der Deutsch- und DaF-Lehrer/innen zu ihrer Rolle als Sprachnormvermittler/innen. Denn welche Sprachnorm im Deutschunterricht zu vermitteln ist wird nicht bestimmt, es ist lediglich über „Standardsprache“ die Rede. Die Autoren behaupten, die meisten Lehrer entscheiden sich in der Praxis für eine Variante und vermitteln sie als die einzig richtige, was zu Stigmatisierung von anderen Varianten führt. Die Rolle des Dialekts im Unterricht so wie die Variationsspanne der Lernenden wird auch diskutiert.

Auch mit der Einstellung der Lehrpersonen bezüglich der Sprachvariation im Deutschen befasst sich Alexandra Lenz. Sie hat eine Untersuchung mit Deutschlehrern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz durchgeführt. Sie kann bestätigen, dass das asymmetrische Verhältnis zwischen Deutschland und die zwei anderen „Vollzentren“ des Deutschen sich in den Antworten der Lehrpersonen widerspiegelt. Einige Antworten lassen auch schlussfolgern, dass die von der Linguistik und Lexikographie verbreitete Plurizentrik des Deutschen nicht bis in die Köpfe der Sprecher vorgedrungen ist.

Im letzten Beitrag fragen sich Steining und Betzel ob die Schüler von heute schlechter als vor 40 Jahren schreiben. Sie haben Texten von Viertklässlern aus den Jahren 1972, 2002 und 2012 in Dortmund und Recklinghausen untersucht, und

fokussieren auf Textgestaltung und Rechtschreibung. Die Texten haben sich schon verändert, meinen sie, aber die Textqualität ist deswegen nicht schlechter geworden.

Wie die Herausgeber in der Einleitung betonen, besteht seit langem eine wahre Kluft zwischen den linguistischen Laien, die sich für ausgewählte Sprachphänomene interessieren, und den Linguisten, die oft gerade diese Phänomene nicht für besonders interessant halten. Seit dem 18. Jh. gibt es populäre Publikationen, die sich mit Sprachpflege beschäftigen, und einen großen Anklang in breiten Kreisen erreicht haben. In unserer Zeit sind die Bücher von Bastian Sick sehr bekannt geworden und es gibt außerdem viele Webseiten, die sich mit sprachpflegerischen Problemen beschäftigen. Es ist bemerkenswert, dass dieselben Problemfällen seit 150 Jahren diskutiert werden; so kommen wiederholt als Beispiele in mehreren Beiträgen der Dativ, der Genitiv, die Rektion der sekundären Präpositionen, die *würde*-Form des Konjunktivs und der Abbau der starken Verben.

Auch wenn die Fragestellung des Buches sehr aktuell und interessant ist, darf man sich aber fragen, ob die Absicht der Herausgeber, diesen Band nicht nur an die linguistische Fachwelt zu richten, sondern „als Beitrag der Sprachwissenschaft zu diesem öffentlichen Diskurs“ (S. 8) anzubieten, erreicht wird. Denn nur zwei von den Autoren (Dammel, Klein) versuchen die „linguistischen Laien“ etwas aufzuklären. Und die Beiträge, welche die Beziehung der Lehrpersonen zu den Sprachnormen behandeln, stellen fest, dass Lehrpersonen sprachliche Innovationen und Normabweichungen negativ sanktionieren, während Linguisten den sprachlichen Wandel „geradezu lustvoll beobachten und Innovationen, wie sie besonders in der sogenannten Jugendsprache und im Internet zu beobachten sind, als funktional angemessene, kreative Lösungen zu schätzen wissen.“ (Steinig/Betzel: 354)

Trotzdem kann man aus einigen Beiträgen neue Impulse finden, sowohl für den Deutschunterricht und die Einstellung zur Sprachvariation im Deutschen als auch für die Germanistik und die positive Rolle der Sprachgeschichte in der Ausbildung von Sprachexperten und Sprachinteressierten. Wie Antje Dammel betont: „Phänomene, die als rezente Anzeichen von Sprachverfall gehandelt werden, sind Teil sehr systematischer und sich über einen langen Zeitraum erstreckender Umbauprozesse. [...] Diese Perspektive auch für Laien zu öffnen, wäre eine lohnende Aufgabe für die historische Linguistik.“ (Dammel, S. 67) Anders gesagt, ein bisschen mehr sprachgeschichtliche Ausbildung würde viele Ängste um den Sprachverfall des Deutschen abbauen.

Irene SZUMLAKOWSKI

RAPOSO FERNÁNDEZ, Berta (ed.): *Richard Wagner – ein einmaliger Rezeptionsfall*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2014. 296 pp.

En la estela del impacto de la obra de Richard Wagner, que revivimos en 2013 con los actos en torno el segundo centenario, podríamos situar esta nueva publica-